

Heidenstamm.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(5. Fortsetzung.)

Franziska gab ihr die Sportzei-
tungen zu lesen, die in langen Leitartikeln
das bevorstehende große Rennen be-
sprachen, und es war für Marie ein
seltsames Gefühl, Josephs Namen da
immer wieder zu finden. Seine Reiz-
kraft und seine körperliche Kraft wur-
den in Ausdrücken gelobt, die sie in
Erkaunung und Bewunderung versetzten.
Freunde Menschen schrieben das, wuß-
ten das, und sie, seine Braut, hatte sich
um das alles nie gekümmert.

„Warum hat er mir das nie zu lesen
gegeben?“ fragte sie sich, und ein
Gefühl von stolzer Freude stieg in
ihr auf: „Weil Joseph zu groß denkt
und zu bescheiden!“

Sie sammelte alle diese Zeitungen
und bat Franziska, ihr jeden Sach-
ausdruck zu erklären. Sie war bei
dem Studium dieser trockenen Materie
mit einem wahren Feuererzittern
und freute sich wie ein Kind darauf, welches
erkannte Gesicht Joseph machen mußte,
wenn sie wie eine Sportlady mit
allen vertraut sein würde.

In den Gesellschaften drängten die
Herren um sie mit Fragen nach Jo-
seph: „Glaubt er, daß er gewinnen
wird?“ „Wann kommt er?“ „Frangipani
schon nach Berlin geschickt?“ —
bis in dem weltunterfahrenen Mäd-
chens Kopf Wesen und Werth und Be-
deutung dieses Themas bizarre For-
men annahm. Ganz Berlin schien
für sie nur noch um das große Arme-
rennen sich zu drehen, in dessen Mit-
telpunkt, wie alle Menschen und alle
Zeitungen versicherten, Joseph stand.

Ihr Liebster war der Held, den die
Männer benutzten und die Frauen
wie einen ruhmgekrönten Sieger ver-
ehrten, dem vielleicht der Kaiser selbst
den Preis reichen, und der, wie Fran-
ziska ihr hundertmal erzählt, unter
einem Jubelsturm der Menschen über
den Rennplatz reiten würde.

Marie's Liebe zu Joseph konnte nicht
größer werden, gewiß nicht, aber ihre
Liebe wurde in diesen letzten Tagen
fast demüthig und fast scheu. Sie so
klein und er so groß!

Schließlich schien es ihr als drücke
das alles wie eine schwere Last sie tiefer
und tiefer, aber in dem Augenblicke,
wo Joseph kommen und sie um-
armen würde, fiel diese Last, das wußte
sie, von ihrem Herzen, und sie würde
sich an ihn schmiegen und wieder ganz
glücklich an seiner Brust ruhen.

Rein: sie nicht klein und er nicht
groß! Zwei, die zu einander gehören,
wie früher, wie immer. Was braucht
man da zu messen!

Wäre er nur schon da und nähme sie
wieder mit!

Dieses Berlin war ausfahnd und
herrlich, von früh bis zur Nacht ein
Tumel von Lust und Aufregungen
und immer Neuem, aber Marie sehnte
sich heim.

Nur noch der eine große Tag und
dann heim!

Sie stand mit Franziska in der
Halle des Friedrichs-Bonhofs, als
der hannoversche Zug Abends sieben
Uhr hereinkam.

Blitzschnell flogen ihre Augen die
lange Wagenreihe auf und ab, und da —

„Joseph!“

„Marie!“

„Ach, endlich, endlich!“ Sie lächelte
ihn fast zu hümmlich. „Endlich! End-
lich!“ Bis Fräulein Franziska un-
guldig wurde und gleichfalls Beach-
tung verlangte.

„Nun, Joseph, wie geht's?“

Er schüttelte ihre Hand und stot-
terte ein paar Worte, wie Jemand, der
auf das „Abgeholtwerden“ nicht vor-
bereitet war oder doch nur eine einzige
junge Dame auf dem Bahnhof erwar-
tet hatte, dann blickte er sich ratlos
um: „Nicht da kein Gepäckträger?“ Er
hatte ganz das Wesen eines Menschen,
der zum erstenmal auf der Eisenbahn
gefahren ist und nun ganz verwirrt
mit nichts Bescheid weiß. Zwischen-
durch schenkte er Marie ein schüch-
telndes Lächeln: „Wie geht's?“ — ein Lächeln
auf Abschlageszahlung — und suchte
dann wieder: „Nicht da wirklich kein
Gepäckträger?“ Sie fand alle Befehle.
Ach werde die Sachen selbst tragen.“

Die „Sachen“ bestanden nur in zwei
Geenständen: einer alten, vielge-
brauchten Reispfeife und einer ge-
hen, vielgelesenen Ledert — in der
sich Sattel und Reitausrüstung befan-
den.

„Fah an, Marie,“ lachte die Cou-
sine, „wir tragen die Taschen,“ und Jo-
seph war in einer so merkwürdigen, so-
losen Verfassung, daß er zunächst kei-
nen Einspruch erhob. Dann freilich
besserte er sich und nahm den Mädchen
die Taschen ab, um sie selbst zur Dispo-
sition zu bringen.

„Morgen um diese Zeit!“ sag-
te Franziska, und Joseph und Marie
wiederholten den Satz: „Ja, morgen
um diese Zeit!“ Dann war das große
Rennen vorüber, dann wußte man,

wie die Zukunft sich gestalten würde.
„Ist Frangipani schon in Berlin?“
„Ja, seit gestern Abend.“
„Bist Du aufgeregt, Joseph?“
„Und er nicht ehrlich: „Ja.“
„Tröste ihn, Marie, ich drehe mich
um.“

Marie nahm seine beiden Hände in
die ihrigen und beugte sich vor: „Jo-
seph?“

Sie schauten sich lange an während
die Droschke über den Königsplatz
humpelte und Franziska nach den flir-
ternden Goldkleidern der goldenen
Siegesgöttin so aufmerksam empors-
blickte, als ob sie den starken Falten-
wurf zum erstenmal in Augenschein
nähme.

Ein weher Ausdruck zog über Ma-
rie's Gesicht, den mit so mühen, er-
schöpfen, hoffnungslosen Augen er-
widerte Joseph ihren Blick, daß eine
tödliche Angst in ihr emporkam.

An diesem ganzen Abend fanden sie
nur ein einziges Mal Gelegenheit, ein
paar Minuten miteinander allein zu
sein, durch Franziska's Vermittlung,
die sie in ihr eigenes Zimmerchen
führte und als Schutzengel vor der
Thüre Wache hielt. Zu Josephs Fiezen
gab es ein festliches Diner, bei dem
Marie in dem blauen Seidenmuffel
neben Joseph saß, bei dem nur von dem
morgen stattfindenden Armeerenen-
nen die Rede war, bei dem auf das Braut-
paar getoastet wurde, auf Joseph ein-
zeln, auf Marie einzeln, auf den Sieg,
bei dem gleich nach der Suppe mit
Secitrinken begonnen wurde und bei
dem der alte General allen Nichten und
anwesenden jungen Damen die Eröff-
nung machte, daß er für jede einzelne
auf Frangipani ein Zwanzigmarkstück
weihen werde. Gewann Joseph, so
würde die ganze lustige Mühe anschau-
bar mit einem hübschen Geldgewinn an
dem Siege theilhaftig sein.

Sie waren selig: eine Witte, eine
richtige Geldwitte! „Wohin wird man
da geminnen?“ Sie drängten mit ih-
ren hellen, leichten Kleidern wie eine
Wolke um Joseph: „Joseph, gib Dir
Mühe! Dies eine Mal muß Du ge-
winnen! Auf jeden Fall!“

Er lachte, sein blaßes Gesicht war
von dem Wein und der Aufregung ge-
röthet.

„Ja, ja, selbstverständlich! Wir
gewinnen!“

Nachher wurde getanz, da endlich
gelang es Franziska, ihre beiden
Schüßlinge für ein paar Minuten zu-
sammenzuführen.

Er umschlang Marie hümmlich,
seine düstere Stimmung war verlos-
gen, und Marie selbst hatten Wein
und Tanz erregt.

Sie sprachen nicht mehr über das
Rennen und diese unheimliche Ent-
scheidung ihres Lebensglücks, der sie
mit jeder Stunde und jeder Minute
näher kamen.

Von fernher aus den Zimmern jen-
seits des Corridors klangen Musik
und Lachen und der dumpfe Ton der
tanzenden Füße, von der Straße her-
auf kam durch die geöffneten Fenster
das Klingeln eines verspäteten Pferde-
bahnwagens.

Und die kleine Wächterin vor der
Thür fühlte trotz aller selbstlosen
Freundschaft etwas wie einen Stich
durch ihr Herz gehen. Die da drin-
nen waren das glückliche Brautpaar
auf dem weiten Erdenrund, und sie
selbst — allein! Vielleicht — großer
Gott — für immer!

Um ein Uhr Mittags begann auf
allen Bahnhöfen der Berliner Stadt-
bahn der Andrang der Menschen. Eine
halbe Stunde später nahm das
Drängen an den Bilettschaltern und
vor den Coupes der langsam ein-
fahrenden Rennzüge lebensgefährliche
Dimensionen an. Die Gentlemen mit
den gelben Tücheln erster Klasse waren
fröhlich, in einem Wagen dritter Klasse
stehend und in Gluthitze eingepfercht
hinausbefördert zu werden, während
die Gentlemen mit den Tücheln dritter
Klasse noch viel froher waren, auf den
rothen Sammetkissen die kleine Reize
zu absolviren. An eine Controlle nicht
zu denken! Auf dem schlechtesten
Bahnhof wurde der letzte Anstrich so
fürchterlich, daß aller Flüche der Be-
amten ungeachtet die Leute auf die
Plattform sich zusammenschoben, auf
das Verdeck des Waggons kletterten
und an den ungläublichen Situations-
en die zwei Meilen lange Schnell-
zugsfahrte riskirten.

Man kann das Publikum bändigen,
wenn es zu Hunderttausenden beim
Pflingste in's Freie befördert zu
werden wünscht, aber alle Beamtens-
chaft ist ohnmächtig gegenüber den
gehäufenden Rennbahnbesuchern, die
von der behenden Besorgung gedrängt
werden, sie könnten das erste Rennen
versäumen, das heißt die erste Gele-
genheit zum Wetten verpassen.

„Wer gewinnt die „Armee“?“

„Frangipani und kein anderer!“

„Heidenstamm und kein anderer.“

„Die Sonne deckte die riesigen Trains
mit einer africanischen Gluth, bobte
sich durch die verhängten Fenster doch

Coupes und brachte unglückliche Auf-
mattener drinnen in Erstreckungsfahr.

„Wer gewinnt die „Armee“?“

„Bist Du aufgeregt, Joseph?“

„Und er nicht ehrlich: „Ja.“

„Tröste ihn, Marie, ich drehe mich
um.“

Marie nahm seine beiden Hände in
die ihrigen und beugte sich vor: „Jo-
seph?“

Sie schauten sich lange an während
die Droschke über den Königsplatz
humpelte und Franziska nach den flir-
ternden Goldkleidern der goldenen
Siegesgöttin so aufmerksam empors-
blickte, als ob sie den starken Falten-
wurf zum erstenmal in Augenschein
nähme.

Ein weher Ausdruck zog über Ma-
rie's Gesicht, den mit so mühen, er-
schöpfen, hoffnungslosen Augen er-
widerte Joseph ihren Blick, daß eine
tödliche Angst in ihr emporkam.

An diesem ganzen Abend fanden sie
nur ein einziges Mal Gelegenheit, ein
paar Minuten miteinander allein zu
sein, durch Franziska's Vermittlung,
die sie in ihr eigenes Zimmerchen
führte und als Schutzengel vor der
Thüre Wache hielt. Zu Josephs Fiezen
gab es ein festliches Diner, bei dem
Marie in dem blauen Seidenmuffel
neben Joseph saß, bei dem nur von dem
morgen stattfindenden Armeerenen-
nen die Rede war, bei dem auf das Braut-
paar getoastet wurde, auf Joseph ein-
zeln, auf Marie einzeln, auf den Sieg,
bei dem gleich nach der Suppe mit
Secitrinken begonnen wurde und bei
dem der alte General allen Nichten und
anwesenden jungen Damen die Eröff-
nung machte, daß er für jede einzelne
auf Frangipani ein Zwanzigmarkstück
weihen werde. Gewann Joseph, so
würde die ganze lustige Mühe anschau-
bar mit einem hübschen Geldgewinn an
dem Siege theilhaftig sein.

Sie waren selig: eine Witte, eine
richtige Geldwitte! „Wohin wird man
da geminnen?“ Sie drängten mit ih-
ren hellen, leichten Kleidern wie eine
Wolke um Joseph: „Joseph, gib Dir
Mühe! Dies eine Mal muß Du ge-
winnen! Auf jeden Fall!“

Er lachte, sein blaßes Gesicht war
von dem Wein und der Aufregung ge-
röthet.

„Ja, ja, selbstverständlich! Wir
gewinnen!“

Nachher wurde getanz, da endlich
gelang es Franziska, ihre beiden
Schüßlinge für ein paar Minuten zu-
sammenzuführen.

Er umschlang Marie hümmlich,
seine düstere Stimmung war verlos-
gen, und Marie selbst hatten Wein
und Tanz erregt.

Sie sprachen nicht mehr über das
Rennen und diese unheimliche Ent-
scheidung ihres Lebensglücks, der sie
mit jeder Stunde und jeder Minute
näher kamen.

Von fernher aus den Zimmern jen-
seits des Corridors klangen Musik
und Lachen und der dumpfe Ton der
tanzenden Füße, von der Straße her-
auf kam durch die geöffneten Fenster
das Klingeln eines verspäteten Pferde-
bahnwagens.

Und die kleine Wächterin vor der
Thür fühlte trotz aller selbstlosen
Freundschaft etwas wie einen Stich
durch ihr Herz gehen. Die da drin-
nen waren das glückliche Brautpaar
auf dem weiten Erdenrund, und sie
selbst — allein! Vielleicht — großer
Gott — für immer!

Um ein Uhr Mittags begann auf
allen Bahnhöfen der Berliner Stadt-
bahn der Andrang der Menschen. Eine
halbe Stunde später nahm das
Drängen an den Bilettschaltern und
vor den Coupes der langsam ein-
fahrenden Rennzüge lebensgefährliche
Dimensionen an. Die Gentlemen mit
den gelben Tücheln erster Klasse waren
fröhlich, in einem Wagen dritter Klasse
stehend und in Gluthitze eingepfercht
hinausbefördert zu werden, während
die Gentlemen mit den Tücheln dritter
Klasse noch viel froher waren, auf den
rothen Sammetkissen die kleine Reize
zu absolviren. An eine Controlle nicht
zu denken! Auf dem schlechtesten
Bahnhof wurde der letzte Anstrich so
fürchterlich, daß aller Flüche der Be-
amten ungeachtet die Leute auf die
Plattform sich zusammenschoben, auf
das Verdeck des Waggons kletterten
und an den ungläublichen Situations-
en die zwei Meilen lange Schnell-
zugsfahrte riskirten.

Man kann das Publikum bändigen,
wenn es zu Hunderttausenden beim
Pflingste in's Freie befördert zu
werden wünscht, aber alle Beamtens-
chaft ist ohnmächtig gegenüber den
gehäufenden Rennbahnbesuchern, die
von der behenden Besorgung gedrängt
werden, sie könnten das erste Rennen
versäumen, das heißt die erste Gele-
genheit zum Wetten verpassen.

„Wer gewinnt die „Armee“?“

„Frangipani und kein anderer!“

„Heidenstamm und kein anderer.“

„Die Sonne deckte die riesigen Trains
mit einer africanischen Gluth, bobte
sich durch die verhängten Fenster doch

über sein Gesicht, als er seitab stehend
und unbeachtet plötzlich Joseph sah,
der in einem dichten Gefolge von
Damen und Herren über den Platz
ging. Allenthalben machte man Jo-
seph Platz, drängte heran, um ihn zu
sehen, wies auf ihn mit Fingern und
grüßte.

„Da! Der da! Ja, der! Das ist der,
der Frangipani reitet.“

Nur die wenigsten Leute bedurften
dieser Belehrung, aber am „Arme-
tage“ sind Tausende in Hoppegarten,
die das ganze Jahr hindurch keine
Rennen besuchten und des halb von den
Stammgästen des Turfs über alle
Personen und Vorgänge instruit wer-
den müssen.

So hatte man einst auch auf Ab-
brecht mit Fingern gebutet!

Es ist ja gut, wenn man den siche-
ren Hafen erreicht hat, aber damals —
das Ringen und Kämpfen — war
doch vielleicht schöner. Es war die Ju-
gend gewesen.

„Weshalb habe ich diesen Ritt
heute unternommen?“ dachte er, als
Joseph mit seinem Troß hinter den
Büscheln des Sattelplatzes verschwun-
den war und er immer noch allein an
der Ecke auf der Höhe des Sattel-
platzes stand. „Wie ein alter Komö-
diant, der immer noch nach den Lam-
pen sich zurücklehnt und immer noch
einmal vor dem Publikum sich verbeu-
gen möchte.“

Da kam Joseph zurück. Er ging wie-
der mitten über den Platz mit seinem
lachenden, schwabenden Gefolge von
Herren und Damen, aber er ging nicht
mehr allein, sondern führte Marie am
Arm, die mit ihren großen Augen
rechts und links schaute.

Und wieder drängte die hin und her
wogende Masse hinzu, um den Helms
der Rennbahn anzufassen, man bil-
dete förmlich Spalier, diesmal doppelt
neugierig, denn wie ein Lauffeuer
ging es durch die Menschenmenge:
„Das ist Heidenstamm's Braut.“

„Seine Braut? Wo?“

„Da.“

Man sprach so laut, daß sie es hö-
ren mußte, eine Purpurrothe bedeckte
ihren schönen Gesicht.

Joseph ging ganz ruhig und unbe-
kümmt, er kannte dieses neugierige
Herzdrängen, das sich an jedem
Rennstage wiederholte, aber Marie war
verwirrt, und diese Verwirrung gab
dem sonst so ruhigen Mädchen einen
seltsamen Liebreiz.

Fürstlichkeiten, Generale, Hofwül-
denträger des Kaiserlichen Hofes pro-
minirten mit ihren Damen, die in
großen Partier Toiletten erschienen
waren, über den weiten Rennplatz,
ohne daß die Menge bei dieser Liebe-
fülle von Uniformen und Schönheiten
die einzelnen besonders beachtet hätte,
nur um Joseph Heidenstamm und sei-
ne junge Braut fanden die Menschen
wie um ein Königspaar.

Sie verschwanden in der Richtung
auf die große Tribüne, und Albrecht
stand wieder allein.

In den zehn Tagen, seit Marie in
Berlin war, hatte er sie nur ein einzi-
ges Mal flüchtig gesehen, als er ihr
im Hause der Verwandten seinen kur-
zen formellen Besuch abstatte. Man
hatte ihm Einladungen zumuten
lassen zu allen Ausflügen, Dinners
und sonstigen Festlichkeiten, mit denen
die Dering und die übrige Verwandtschaft
den kurzen Aufenthalt der jungen
Schönheit feierten, aber er hatte keine
Arbeiten vorgelegt und war allen
diesen Veranstaltungen fern geblieben.

Niemand bemerkte das; man war
dieses düstere, abweisende, unfrohe
Wesen an ihm gewohnt, seit Jahren
schon. Er war ein Sonderling ge-
worden, um den sich die Gesellschaft kaum
noch kümmerte.

„Marie!“

Er hatte den Namen halb laut aus-
gesprochen.

Dann raffte er sich zusammen, als
wollte er alle Gedanken mit dieser ha-
stigen Bewegung von sich schütteln,
und verließ seinen einsamen Platz. Er
ging zwischen den Rennpferden durch,
die für das nächste Jochenflachrennen
gestallt wurden, grüßte sie und da
einen Bekannten, unterhielt sich eine
Zeitlang mit dem Landstallmeister
von Trabebnen über den Stand der
Remonten und war dann wieder al-
lein. — „Marie!“

Ja, alles, alles gehörte Joseph: das
Glück, der Ruhm, die Jugend und
Marie!

Es war zwei Jahre her — im Herbst
zwei Jahre — als Albrecht nach Han-
nover gereist war und — um
Marie angehalten hatte. Eine heiße
Räthe stieg noch jetzt in sein blaßes
Gesicht, wenn er an jenen Abend
dachte.

Damals stand er noch im Zenith
seines Ruhms, aber was aingen das
junge Ding Reiterthum und glanzvolle
Zukunft an! Sie hatte wohl schon zu
jener Zeit den Jungen geliebt, der
sowohl der Kadettenschule erwachsen,
noch die Fähnrichsuniform trug.

Wie ein abgewiesener Bettler hatte
er die letzte Bitte an sie gestellt, daß
seine Werbung vergesse und mit Nie-
man je darüber sprechen solle.

Vielleicht hatte sie ihr Versprechen
gehalten, vielleicht nicht. Auch ein
Weib erinnert sich gern seiner Siege
und erzählt davon.

„Wenn sie es Joseph gesagt hat —“

Er hatte die Hände in ohnmächtigem
Grümmen.

Seit jenem Abend war Albrecht von
Heidenstamm ein einfacher Mensch ge-
worden. Ein Sonderling war er je-
derzeit gewesen, vielleicht hätte er an
der Seite Marie's sein Wesen geän-
dert, jetzt zog er sich ganz in sich selbst
zurück.

Im Frühling darauf entriß Joseph
ihm auf der Rennbahn die führende
Stellung, und im nächstfolgenden
Herbst eroberte Joseph Marie.

Dem glückte alles.

„Marie!“

Ein großer, schöner Fuchs wurde
nahe an ihm vorbeigeführt, und irgend
Jemand trug den Stalljungen, der
das Pferd ritt:

„Wer ist das? Wie heißt der?“

Der Junge wandte träge den Kopf
zur Seite, spuckte aus und sagte mit
der müthigen Miene Jemand's, der
diese neugierige Frage im Laufe des
Nachmittags sehr oft beantwortet
muß:

„Frangipani.“

Albrecht horchte auf und musterte
den Hengst.

„Frangipani.“ Er erkannte das
Pferd, das er seit einem Jahre nicht
gesehen hatte, wieder. Der Hengst
hatte sich ausgezeichnet entwickelt, er
präsentirte sich alänzend im Haar, mit
Muskeln bedeckt, vielleicht etwas zu
schwer, aber in allen andern Points
das Bild eines Steeplers.

„Ja, wer Muth hat, gewinnt.“ Er
sagte es leise vor sich hin. Er, Al-
brecht, hatte das nie riskirt, eigene
Rennpferde zu halten, die ihn hätten
Geld kosten können! Immer vorsichtig,
fühl, abwägend! Leute wie Joseph ha-
ben das Glück, die Spieler und Drauf-
geber, die über alle kleinlichen Beden-
ken sich fortsetzen und das Leben wie
eine Hindernißbahn betrachten, wo der
am ehesten Erfola hat, der ohne Be-
denken über Gräben und Mauern
springt.

Das sind die Leute, die bei den
Weibern alle andern ausstechen, wäh-
rend die ernstbedächtigen Bewerber
ausgelacht werden.

Er sah seine Zukunft: ein Hagestolz,
der einfach seinen Weg weiter gehen
wird, schon jetzt fast zu alt, um sich
noch um ein Weib zu bewerben. Er
wird alles werden, was innerhalb sei-
ner Karriere jemand erstehen kann:
Oberst, General, schließlich eine ver-
diente Exzellenz, die in ihrem Lebens-
stuf steht.

„Albrecht?“

Er wandte sich um: Joseph stand
vor ihm und Marie.

„Wie geht's?“

„Danke.“

Beide reichten ihm die Hand wie
einem Bekannten, den man zufällig
trifft. Er hatte physische Mühe, Ma-
rie anzuschauen und einige gleichgül-
tige Fragen an sie zu stellen:

„Hast du dich in Berlin gut unter-
halten?“

„Sehr gut.“

„Wann reitest du wieder nach Han-
nover?“

„Ah, morgen.“

„Da geht Frangipani,“ sagte Jo-
seph, „wie gefällt er dir?“

„Gut.“

„Du reitest, höre ich, auch in der
„Armee“?“

„Ja.“

„Wen?“

„Madagaskar.“

„Ja, richtig, ich habe davon gehört.
Er hat keine besonderen Chancen.“

„Rein.“

„Bardon, Marie, einen Moment.“
Joseph ließ sie neben Albrecht stehen
und eilte einige Schritte nach rechts,
wo sein alter Gönner, der General von
Bernstorff, stand, der ihn mit einem
Lächeln herübergewinkt hatte. Der
General, der zu den Proponenten des
Armeerenens gehörte und an diesen
Tage zu Hoppegarten gewissermaßen
die leitende Rolle spielte, stellte Joseph
seinem Begleiter, dem Herzog von
Bayern, vor:

„Gestatten königliche Hoheit: Herr
Leutenant Baron von Heidenstamm,
vornehmster der Reiteroffiziere der
preussischen Armee seit einigen Jahren
der erfolgreichste.“

„Wer sind die Herren?“ fragte Ma-
rie, und Albrecht nannte ihr die Na-
men: „Der Herzog Ludwig von Bay-
ern und der General von Bernstorff.“

Sie sah Joseph im Gespräch mit
seiner königlichen Hoheit, über den
Platz gehen, vor Frangipani eine Mi-
nute stehen bleiben und dann, immer
noch nehm dem Herzog, in dem Gemüth
der Menschen verschwinden.

Dann athmete sie tief auf und sah
Albrecht an, sie hatte fast vergessen,
daß er neben ihr stand.

„Wollen wir weiter gehen?“

„Ja.“

Nur um etwas zu sagen, nannte er
ihre einige Personen, denen sie begeg-
neten:

„Das ist der Graf Lehndorff, der
Oberlandstallmeister, Leiter von Stad-
ditz, der neben ihm der Erbprinz von
Hürstenberg, da drüben der Kleine ist
der Baron Oppenheim aus Köln, da
Guer Nachbar, Herr Manste aus
Lehrte bei Hannover, da rechts Hen-
den-Linden —“

„Den kenne ich.“

Es gab viele hannoversche Be-
kante auf dem Rennplatz, alle Augen-
blicke wurde Marie begrüßt, die halbe
Fähnliche und fast alle Königsulanen
schienen herübergekommen zu sein, um
dem größten Offizierrennen des Jah-
res beizuwohnen.

Seit langer Zeit hatten die beiden
sich nicht mehr allein zusammengefun-
den und so anbauend unterhalten.
Sie gaben sich Mühe, unbefangen zu
erscheinen, und Marie, die sonst ihm
gegenüber schweigsam war, suchte in
der nervösen, fieberhaften Spannung
sogar bei diesem Begleiter eine Art von
Tröst.

„Albrecht!“

„Was?“

„Glaubst du, daß Joseph gewinnt?“

Er sah sie erhaunt an. Es war
eine natürliche Frage, aber zwischen
ihm und Marie gab es seit Jahren
solche natürliche Fragen nicht mehr.
Das wenige, was sie bei ihrem selte-
nen Zusammentreffen miteinander
sprachen, war kalt, abgemessen, immer
nur das Nothwendigste.

„Ja, das glaube ich.“

„Wirklich?“ Sie blickte ihm mit
so großen, fürchtenden, hoffenden Au-
gen ins Gesicht, daß er sagte: „Lag
Joseph so viel an diesem Siege?“

„Er hat das beste Pferd und ist
ohne Frage auch der beste Reiter. Pas-
sirt ihm unterwegs kein Malheur, so
wird er gewinnen, selbstverständlich.“

Marie athmete tief auf, es lag et-
was wie Dankbarkeit in dem Blick, den
sie ihm einen Moment schenkte.

Sie sprachen noch allerlei Gleich-
gültiges, bis sie ihre Loge gefunden
hatten, wo Franziska und die anderen
Damen sie erwarteten.

Dort trennten sie sich, und Albrecht
ging wieder die Treppen hinunter
zum Sattelplatz.

Etwas Warmes war aus dieser Un-
terhaltung mit Marie in ihm fasten
geblieben, als ob nach langer Einsam-
keit eine weiche Mädchenhand über
seine Stirn gestreift hätte. Vielleicht
gab es doch noch einen modus vivendi,
der ihn zu seinem Bruder und Marie
zurückführen konnte. Er mußte ver-
gesse lernen. Er gehörte zu diesen
beiden Menschen, sie meinten es viel-
leicht beide gut mit ihm, Joseph
meinte es ganz sicher gut mit ihm.
Sein schroffes Besormenten hatte den
Bruder ihm einfermet, ganz natür-
lich, Joseph hätte in einer milderen
und liebevolleren Führung des älteren
Bruders vielleicht manchen dummen
Streich weniger begangen.

Und Marie? Er liebte sie immec-
noch, aber sie war für ihn verloren, un-
wiederbringlich. Weshalb sich ihr
ganz entfremden, die nun seinem Bruder
gehörte?

Er war in einer seltsam weichen
Stimmung. Er ging in den Wege-
raum, um Joseph zu suchen und ihm
einige freundliche Worte zu sagen, und
als er ihn dort nicht fand, ging er ha-
stig weiter und fragte wiederholt be-
kante Herren: